Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 3

Artikel: Das Trabrennen
Autor: Hayek, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662032

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Trabrennen.

Ein parabolisches Erlebnis von Max Hayek.

An einem schönen Herbstnachmittag wollte ich einst meinen Freund besuchen, den Bildhauer Luigi, dessen Werkstätte im Wiener Prater lag. Leider traf ich Luigi nicht an, weshalb ich die freie Stunde benützte, um einem Trabrennen beizuwohnen, zumal ich nie im Leben ein solches Rennen gesehen hatte.

Der Trabrennplatz liegt in der unmittelbaren Nähe der Werkstätte meines Freundes. Ich erwarb also ein Ticket und stellte mich neben einige Männer aus dem Volke an die niedere Schranke hin, die rings um das breite, ebene Band der Rennbahn lief.

Das Schauspiel entzückte mich. Die prächtigen Pferde, die da, Schaum im Munde, weitausgreifend flink vorüberkamen, von dem stürmischen Willen gejagt, den Raum zu nehmen, die geschickten Fahrer in ihren buntseidenen Jacken, wie sie da, vorgebeugt, die Leine straff angezogen, lenkend auf ihren leichten Gigs saßen, scheinbar unbewegt und doch mit einer Seele, die heiß nach Sieg verlangte und dem laufenden Tier, das ja sein Letztes gab, einen Strom drängender Kraft zuleitete, die Zuschauermenge, die, leidenschaftlich beteiligt, mit ermunterndem Zuruf den Platz umsäumte, die würzige, milde Herbstluft, in der der Duft der alten Praterbäume lag, die goldene Spätnachmittagssonne — alles das machte die Stunde überaus angenehm.

Ich freute mich, da zu sein, freute mich, dem interessanten Geschehen beizuwohnen. Mein Blick folgte voll Liebe den braven Tieren und ich fragte wenig danach, welches gewann und welches verlor, weil es in Galopp geraten war. Mir schien jedes der Pferde gleich gut zu laufen, weil jedes so gut lief, als es irgend laufen konnte.

Nun geriet ich von ungefähr mit einem der Männer aus dem Volke, die neben mir standen, ins Gespräch. Und dieses Gespräch endete damit, daß ich mich zu einer Wette entschloß. Ich setzte je hundert Kronen auf Pferde, die mir der Mann aus dem Volke als hohe und sichere Favorits bezeichnet hatte. Ich war von der Erwägung ausgegangen, daß man die Anwesenheit auf einem Rennplatz durchaus auch dazu benützen müsse, um die Sensation einer Wette zu erleben. Ich hatte nie im Leben auf ein Pferd gesetzt — also wollte ich auch dieses Erlebnis hinter mich bringen, zumal mir der Mann aus dem Volke klar gemacht hatte, daß sein Ratschlag den sicheren Gewinn bedeute.

Sowie ich wußte, welches die Pferde seien, interessierte mich das übrige Feld wenig. Ich hatte nur noch Augen für diese beiden Pferde, die Vorgaben aufzuholen hatten — es handelte sich um ein Vorgaberennen — und die mir viel zu wenig rasch vorwärtskamen. Diese Pferde liefen mir auf einmal zu langsam. Und wenn sie an dem Platze vorüberkamen, an dem ich stand, dann sah ich sie mit einem Blicke an, in dem mehr Vorwurf als Liebe war. Kein Zweifel: das Gewinnteufelchen hatte sich meiner Seele bemächtigt und ihr die Unschuld (des Unbeteiligten, der sich am schönen Schauspiel um des Schauspiels willen freut), genommen.

Das famose Trabrennen endete damit, daß die beiden Tiere, auf die ich gesetzt hatte, als die allerletzten das Ziel erreichten. Ich sah den Mann aus dem Volke mit stummer Frage an und er antwortete mit einem Blick, der mir sagen sollte: „Da kann man halt nix machen, lieber Herr!"

Als ich mich neulich jenes schönen Herbstnachmittags erinnerte, ergab sich mir aus dem Erlebnis, das ich damals beim Trabrennen gehabt hatte, eine Parabel. Wie uns denn alles, was wir schauen und erfahren, zu einem Lehrgedicht werden kann.

Ich war im Stande der Unschuld gewesen, als ich das Schauspiel des Trabrennens geschaut hatte. Es war damals kein Begehren in mir gewesen, sondern nur Freude am Schauen.

Sodann war ich in den Stand der Schuld geraten, als ich gewettet, als ich begehrt, als mich nach Gewinn verlangt hatte. Und so war denn auch meine unschuldige Freude sogleich verloren gewesen und mein Gesichtskreis beengt worden. Denn ich hatte nur noch die beiden Pferde im Auge gehabt, auf die ich gesetzt hatte.

Ich mußte also erkennen: Eigensucht bindet die Seele. Wer sich dem All ergibt, wird allsam. Wer sich dem Teil ergibt, verliert alles, was nicht dieser Teil ist. Genau wie mir damals die schöne Herbststunde genommen worden war und die schuldlose Freude. (Von dem Gelde nicht zu sprechen, das mir auch genommen worden war!)

Und weiter: es hatte sich mir gezeigt, daß die Pferde, wenn sie ihre rechte Gangart aufgeben, in Galopp geraten und Raum verlieren. Der Traber, der seine Gangart beibehält, trabt an dem galoppierenden Pferd vorüber. Ein galoppierendes Pferd hat die Zielsicherheit verloren, und sein Lenker bemüht sich mit allen Kräften, es wieder in Trab zu bringen. Sonst kann er das Rennen mit diesem gestörten oder störrigen Pferd nicht gewinnen.

Ich hatte nie im Leben einem Rennen beigewohnt, hatte nie auf ein Pferd gesetzt. Nun war beides geschehen und ich hatte viel gelernt.

Ich will fortan bei meiner Gangart bleiben und die Zielsicherheit nicht verlieren. Und den freien Blick behalten für das All und nicht nur für den Teil.

Ueber den Scheintod.

Eine Umschau.

Vor kurzem ging folgende Nachricht durch die Blätter: Im Berliner Grunewald wurde bei Nacht eine Krankenschwester in leblosem Zustand aufgefunden und in ein benachbartes Sanatorium gebracht, wo der Arzt den Tod feststellte und sie in einer Kammer aufbahren ließ. 15 Stunden später gab die „Tote" Lebenszeichen von sich und entging somit, wie man sich im Zeitungsstil auszudrücken pflegt, „dem traurigen Schicksal, lebendig begraben zu werden". Ob die Umstände dem Bericht entsprochen haben, sei dahingestellt. Über die Möglichkeit und Gefahren eines solchen Falles wollen wir erst ein Urteil fällen, nachdem wir uns allgemein über das Wesen des Scheintodes und die heutigen Maßnahmen gegen seine Verkennung unterrichtet haben.

Unter Scheintod verstehen wir einen Zustand, in dem ein Mensch den Schein eines Toten erweckt, während er in Wahrheit noch lebt. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß der echte Tod mit dem Scheintod um so seltener verwechselt werden wird, je erfahrener man in der Kenntnis der wahren Todeszeichen ist. Kinder und Wilde halten schon einen schwachgewordenen Ohnmächtigen für tot, während der Erwachsene am Atmen sofort merkt, daß hier nur ein Fall von Scheintod vorliegt, so wie jeder Zoologe weiß, daß ein hartgefrorener Fisch oder Frosch durchaus noch am Leben sein kann, trotzdem er äußerlich nicht die geringsten Spuren irgendeiner Lebenstätigkeit zeigt, ja sich nicht einmal rührt, wenn man ihn „lebendigen Leibes" stückweise zerhackt.

Bei dem verhältnismäßig hohen Stand der allgemeinen Bildung und ärztlichen Erfahrung sind Verwechslungen von Scheintodzuständen mit echtem Tod heute nur noch äußerst selten möglich. In den weitaus meisten Fällen sieht man den Tod des Kranken mit der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes kommen. Bei oftmals tödlich endenden Fiebererkrankungen wie Scharlach, Typhus, Diphtherie, Lungenentzündung, Grippe, Bauchfell- und Hirnhautentzündung oder Blutvergiftung wird der Sterbende, der bisher hochgerötet aussah, rasch atmete und einen schnellen Herzschlag hatte, blaß und kalt, der Puls verschwindet, die Atmung wird flach und unregelmäßig, schließlich röchelt der Kranke in einer für den Sterbenden charakteristischen Weise und liegt dann totenstill in seinem Kissen. Der Tod ist eingetreten. Die Möglichkeit des Scheintodes ist bei dieser typischen Art des Lebensabschlusses durch eine Fieberkrankheit geradezu ausgeschlossen. Oder — eine zweite Klasse häufiger Todesarten — der Kranke endet durch Erschöpfung. Nach wochen- oder monatelangem Siechtum wird der Kranke, der bis zum Skelett abgemagert ist, vor Schwäche sich zuletzt schon nicht mehr rühren konnte und keine Nahrung mehr zu sich nahm, durch den Tod „von seinem Leiden erlöst". Die chronische Tuberkulose, die Krebserkrankungen, die Altersschwäche, die schweren Formen der Nerven- und Geisteskrankheiten enden in dieser Weise. Auch bei dieser Art des Lebensendes ist eine Verwechslung mit dem Scheintod ausgeschlossen. Eine dritte häufige Todesart, der Schlaganfall, bietet schon eher Gelegenheit zu Irrtümern. Ein Mensch fällt plötzlich „wie vom Schlag gerührt" mitten in einer Gesellschaft, einer Arbeit, beim Überschreiten einer Straße nieder und verhaucht mit wenigen Atemzügen sein Leben: so endet der Mensch jenseits der Fünfzig, dessen Adern brüchig geworden sind, so endet das Kind, dessen Herz durch das Diphtheriegift gelähmt ist, so endet der Genesende nach scheinbarem Ablauf einer Grippe, eines